

General Westmoreland in der Ostschweiz?

Autor(en): **Fagetti, Andreas / Keller, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **14 (2007)**

Heft 158

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884989>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GENERAL WESTMORELAND IN DER OSTSCHWEIZ?

In jüngerer Zeit profilieren sich Ostschweizer Autorinnen und Autoren mit der Verquickung von Journalismus und Geschichtsschreibung. Eine Spielart der Publizistik, die es in der Schweiz in dieser Ausprägung nur hier zu geben scheint. Ein Interview mit dem Woz-Journalisten und Historiker Stefan Keller. von Andreas Fagetti



Saiten: Meienberg forderte einst die Journalisten auf, in die Archive zu steigen. Man gewinnt den Eindruck, dieser Aufforderung seien vor allem Ostschweizer Kollegen gefolgt: Stefan Keller, Jörg Krummenacher, Ralph Hug, Hans Fässler, Sabine Schreiber – ihr alle habt euch mit historischen Stoffen hervor getan. Hat Meienberg eine spezifisch ostschweizerische Tradition begründet, die Journalismus und Geschichtsschreibung zusammenführt?

Stefan Keller: Das ist eine gewagte Behauptung, mag sein, dass sich da etwas spezifisch Ostschweizerisches herausgebildet hat. Aber man muss aufpassen, dass man nicht Opfer der eigenen Ignoranz wird. Vielleicht hat sich ja in anderen Landesgegenden etwas Ähnliches ausgeprägt und wir Ostschweizer nehmen es einfach weniger wahr. Ich bin im übrigen nicht Meienbergs Aufforderung gefolgt, sondern seinem Vorbild. Niklaus war prägend für mich. Seine ungewöhnliche Art, wie er an politische Themen heranging. Auch als Historiker war er mir wichtig. Stark beeinflusst hat mich die Geschichte des Landesverräters Ernst S., die ich nach wie vor für eine der besten Deutschschweizer Gegenwartserzählungen halte.

Ein aufregendes Stück St. Galler Geschichte ...

Ein enormer Stoff, an dem sich zeigen lässt, wie nahe man an Geschichte herangehen kann. Als Niklaus recherchierte, war der Auditor noch am Leben, der damals den Antrag auf Todesstrafe gestellt hatte. Auch Brüder und Kollegen von Ernst S. lebten noch.

War die Perspektive von unten damals neu?

Es war eine ungeheure Provokation – dass

da einer hinging und die Untergebenen befragte und nicht ausschliesslich die Oberen, wie das bis dahin üblich gewesen war. Die Empörung war gross.

Wer regte sich auf?

Zum Beispiel stieg die Empörung aus den Spalten der NZZ: Das Blatt hat über Wochen vor allem gegen den Ernst-S.-Film von Richard Dindo und Meienberg angeschrieben, seitenweise. Dass so getan wurde, als verstünde ein Hilfsarbeiter von seiner Geschichte genauso viel wie ein Direktor, ein Soldat soviel wie ein Oberst – das regte die Schweizer Oberschicht auf.

Hat Meienberg den bürgerlichen Bildungshintergrund und seine Definitionsmacht in Frage gestellt, indem er einfache Leute als Quellen ernst nahm?

Historiker hatten damals traditionellerweise einen bildungsbürgerlichen Klassendünkel. Auch kritische Historiker von Rang – selbst ein Edgar Bonjour – pflegten eine ausgeprägte Klassensicht. Die Perspektive von oben verallgemeinerten sie zur angeblich einzig vernünftigen Sichtweise. Dass die Schweizer Gesellschaft in Oben und Unten gespalten war und dass sich daraus unterschiedliche Sichtweisen ergaben, hatte man in den dreissiger Jahren noch gewusst. Nach dem Krieg wurde es verdrängt: Wir sind doch alle Schweizer, es gibt keine Unterschiede mehr. Diese Haltung war Ausfluss der geistigen Landesverteidigung, die direkt in den Kalten Krieg übergang und auch die Sozialdemokratie nachhaltig erfasste. Und plötzlich kam unter dem Einfluss von 68 einer wie Meienberg, der alles auf den Kopf stellte, nichts respektierte. Plötzlich wurde dieses

Geschichtsbild aufgebrochen, nicht allein von Meienberg, aber auch dank ihm.

Aber mit der Umkehrung der Perspektive war es nicht getan.

Natürlich nicht. Aber hätte Meienberg im Fall von Ernst S. bloss die Gerichtsakten befragt, die letztlich rechtfertigen, weshalb dieser Hilfsarbeiter abgeurteilt und erschossen wurde, wäre das Bild unvollständig. Mit einem Hingerichteten kann man nicht mehr reden, dafür mit seinem Umfeld. Dabei entwickelt man ein anderes Gefühl für die Geschichte, man sieht sie in einem neuen Kontext. Und so bekommt sie eine neue Bedeutung. Genau das hat Meienberg bewerkstelligt.

Und was noch?

Er hat die Geschichte dann auch so geschrieben, dass die Leute, die darin vorkamen, also die Objekte seiner Recherche, sie verstanden. Das gehört eben auch zur Meienberg-Tradition. Ausserdem lernte man von Meienberg, frech zu sein und dass zu einer guten Recherche irgend etwas Irreguläres gehörte, sonst war es keine gute Recherche. Zum Beispiel Akten klauen ...

Klingt mehr nach Abenteuerum als ernsthaftem Journalismus.

Es hiess, dass man an die Grenzen gegangen war, dass man alles getan hatte, was man tun konnte. Meienberg liebte sich die Ernst-S.-Akten heimlich aus, auch bei meiner Theresia-Wilhelm-Geschichte mussten wir Akten vorübergehend entwenden: Weil wir sie sonst niemals hätten benutzen können. Wenn ich allerdings sehe, in welchem Zustand der Jour-

nalismus heute ist, würde ich diese Methode nicht mehr empfehlen. Aber früher verstanden sich halt viele Archivare ganz und gar nicht als Geburtshelfer für neue Geschichte und Geschichten, sondern sie sahen ihren Auftrag darin, Geschichte vor unberufenen Augen zu verstecken.

Herrscht in der Ostschweiz eine besondere Enge, an der sich kritische Geister mit historischem Bewusstsein reiben?

Das ist mir zu plakativ. Die Ostschweiz ist vielleicht besonders interessant, weil man hier überall auf Spuren einer vor kurzem unterge-

Überall siehst du Zeichen einer einstigen industriellen Bedeutung, die mit dem heutigen Zustand und dem ländlichen Selbstverständnis der Region kontrastieren. Du willst das verstehen, beginnst nachzuforschen und entdeckst: Hier war mal die Weltgeschichte zu Gast.

gangenen Welt trifft. Ihre Zeichen stellen sich uns überall in den Weg, Spuren einer enormen Industrie, eines vergangenen Reichtums und grosser sozialer Kämpfe in Städten wie St. Gallen, Arbon oder auch Rorschach. Eine gewaltige Textilkrise hat diese Welt untergehen lassen, die noch nachlebt und deren Relikte man überall findet. Die Landschaft im Thurgau etwa – soweit sie nicht von Einfamilienhäuschen zerstört ist – wird immer noch von Stickerhäusern geprägt, die du aber zuerst als solche erkennen musst. Überall siehst du Zeichen einer einstigen industriellen Bedeutung, die mit dem heutigen Zustand und dem ländlichen Selbstverständnis der Region kontrastieren. Du willst das verstehen, beginnst nachzuforschen und entdeckst: Hier war mal die Weltgeschichte zu Gast. Das ist für mich die Reibung.

Weltgeschichte in der Provinz?

Provinz ist nur dort, wo man die Weltgeschichte nicht wahrnimmt. Das Appenzellerland war sehr früh die am dichtesten industrialisierte Region der Welt, keine reine Bauernwelt, nicht provinziell. Ich kann auch ein Beispiel aus «Grüningers Fall» nehmen: Plötzlich war im Alltagsleben von Diepoldsau für einen Augenblick die Weltgeschichte zu Besuch, in Gestalt flüchtender Juden aus Österreich. Solche Überschneidungen faszinieren mich.

Die findet man auch in Ralph Hugs Buch über den Spanienkämpfer und Kommunisten Walter Wagner in allen Variationen.

Man muss sich das vorstellen: Ein Flawiler Hilfsarbeiter ist zweimal im Brennpunkt weltgeschichtlicher Ereignisse. Wagner erklärt in

Stalins Sowjetunion der Witwe Lenins, was in ihrem sozialistischen Staat falsch läuft. Und dann wird er Kommandant einer Kompanie in der entscheidenden Schlacht des Spanischen Bürgerkriegs am Ebro. Später verschwindet er wieder aus dem grossen historischen Kontext. Eine schöne Geschichte, die ja ganz eng mit St. Gallen verbunden ist.

Ähnliches gilt auch für Fässlers Buch.

Er geht hin und sucht Spuren der Sklaverei in der Schweiz, er findet sie überall, auch in der Ostschweiz. Man nimmt das mit grossem Erstaunen zur Kenntnis.

Ausser Krummenacher sind alle Autoren, von denen hier die Rede ist, bekennende Linke.

Die Beschäftigung mit Geschichte gehört zur linken Tradition. Denn die Linke leitetet ja ihre Vorstellung, dass gesellschaftliche Verhältnisse umgestürzt werden können und die Ungerechtigkeit niemals «natürlich» ist, aus der geschichtlichen Erfahrung ab. Weil die Linke in der Schweiz kaum je an der Macht war, fällt ihr eine kritische Betrachtung der Geschichte dieses Landes ausserdem leichter als den Freisinnigen. Aber natürlich muss auch die Linke ihre eigene Geschichte kritisch durchleuchten. Ich bin ohnehin der Meinung, dass die Linken keineswegs bessere Menschen sind, nur weil sie Linke sind.

Die Linke ist gegenwärtig in der Defensive, die Rechte dominiert die öffentlichen Debatten.

Als ich jung war, war links chic. Wir waren überzeugt, man müsse aufklären, müsse historische Zusammenhänge aufzeigen und man müsse sich deshalb selber bilden. Heute bewundere ich oft, was junge Journalisten leisten, aber bei manchen denke ich, ihre historische Perspektive sei doch recht kurz. Sie wissen kaum etwas über ihren unmittelbaren Erfahrungshorizont hinaus. Schade.

Ein Roger Köppel hat Geschichte studiert.

Müssen wir über den reden?

Als Bürger von Widnau gehört auch er zur Ostschweiz.

Köppel ist ein Ideologe von der Art, wie es sie früher vor allem in der Linken gab. Sie haben die Wirklichkeit durch Schablonen betrachtet und sahen so natürlich nur das, was sie sehen wollten.

Und wie verhält sich das mit der Ideologie in deinen Büchern?

Offensichtlich kann man die heute noch einigermaßen problemlos lesen. Das hat wohl damit zu tun, dass sie nicht einfach dem Zeitgeist folgten oder eine These bewiesen, sondern nach der Wahrheit suchten. Natürlich geht kein vernünftiger Journalist davon aus, die absolute Wahrheit zu finden, aber man sollte doch auf dem Weg dahin sein und sich dabei ständig korrigieren. Interessant, wie sich die strammen «Weltwoche»-Artikel von heute in zehn Jahren lesen werden.

«Grüningers Fall» steht nach Meienbergs grossen Reportagen in der Ostschweiz am Anfang dieser Reihe von Büchern, von denen wir vorhin gesprochen haben. Es war eine Arbeit im Auftrag des Vereins «Gerechtigkeit für Paul Grüninger» mit dem Ziel, den Polizeihauptmann zu rehabilitieren, was auch gelungen ist.

Mit einer klaren Unabhängigkeitsklausel. Ich konnte frei arbeiten. Es war ein Glücksfall, gerade deswegen, weil die Politiker und politisch motivierten Leute, die hinter dem Verein standen – übrigens gehörten Hans Fässler und Ralph Hug dazu – diese Geschichte nicht sofort für alles Mögliche instrumentalisieren wollten.

Es wurde dann eine geschichtspolitische Aktion, in der auch du eine aktive Rolle gespielt hast. Du hast die Geschichte nicht nur erforscht und aufgeschrieben, du engagierst dich bis heute im Stiftungsrat der Paul Grüninger Stiftung.

Ich habe aber nie im Interesse der Politik etwas beschönigt oder verleugnet. Es ist eine professionelle historische Arbeit, für die ich später den Dokortitel erhielt. Bundesrätin Ruth Dreifuss hat es einmal so formuliert: Grüningers Fall sei der Beweis dafür, dass man gleichzeitig wissenschaftlich und militant sein könne – militant im französischen Sinn. Ich war ja schon deshalb nie versucht, etwas in politischer Weise zu manipulieren, weil mir jeder kleinste Fehler vorgehalten worden wäre von den Gegnern der Rehabilitierung. Ich habe im Gegenteil viel Zeit damit verbracht, dunkle Punkte in Grüningers Geschichte zu suchen, weil es ja so viele Gerüchte darüber gab.

Muss das sein, dass ein Autor in einem Rehabilitierungsprozess zum Aktivist wird? Reicht es nicht, die Dinge aufzuarbeiten, einzuordnen und aufzuschreiben?

Es gibt eben Texte, die zugleich Interventionen sind. Der Autor möchte die Welt verändern im Sinne einer Weltverbesserung. Meienberg gehört mit seinen grossen historischen Reportagen sicher in diesen Kontext oder ein Carl Albert Loosli, der jetzt wiederaufgelegt wird. Ich habe keine Probleme damit, solange solche Arbeiten kompromisslos der Annäherung an die Wahrheit verpflichtet sind.

Jörg Krummenacher hat den gleichen Stoff nochmals in «Flüchtiges Glück» verarbeitet.

Ich habe einige Rosinen herausgepickt. Er musste den ganzen Kuchen essen. Krummenacher hatte die schwierigere Aufgabe. Er hat eine enorm wichtige Arbeit geleistet.

Gibt es noch Gruppen oder Personen, die rehabilitiert gehören?

Neben den Flüchtlingshelfern und Spanienkämpfern jene, die in der französischen Résistance kämpften und nach dem Krieg von der Schweizer Justiz verurteilt wurden. Die haben alle für den Erhalt der Demokratie und gegen den Faschismus gekämpft, wenn auch manche von ihnen mit stalinistischen Fäulsen. Sie haben die Demokratie verteidigt ...

... gewissermassen unfreiwillig ...

... nein! Sie hatten ja nicht eine stalinistische Diktatur als Ideal. Das Problem war, dass sie sich selber nicht rechtzeitig eingestanden, dass Stalins Sowjetunion eine grauenhafte Diktatur war. Ihnen ist mehrmals Unrecht widerfahren. Die deutschen Spanienkämpfer, die in Frankreich blieben, mussten sich auf Geheiss der KP-Führung nach dem Hitler-Stalin-Pakt den Nazis stellen. Sie landeten in Dachau und Auschwitz. Das waren wirklich die Betrogenen der Weltgeschichte. Aber sie hatten einmal in ihrem Leben unter Einsatz ihres Lebens etwas für alle sehr Wichtiges getan, und das soll man anerkennen.

Welche anderen Geschichten ruhen noch unaufgearbeitet in den Köpfen und Archiven?

Die Geschichte des Kalten Krieges. Was hatte der amerikanische General Westmoreland, der für Flächenbombardements in Vietnam verantwortlich war, in den siebziger Jahren eigentlich in St. Gallen zu suchen? Das wäre für einmal eine Geschichte, bei der es wohl niemanden zu rehabilitieren gäbe. Über die Region St. Gallen ist aber schon erstaunlich viel geforscht worden. Sie ist sicher eine der zeitgeschichtlich am besten ausgeleuchteten Gegenden der Schweiz.

Sagst du jungen Journalistinnen und Journalisten: Hör, bloss die grosse historische Reportage zählt wirklich?

Nein. Historische Texte sind nicht wichtiger als andere. Historische Zugänge können die Gegenwart erhellen und Lernprozesse auslösen, aber es lässt sich aus fast allem eine gute Geschichte machen, wenn man nur genau hinschaut. Plötzlich entdeckt man Widersprüche im scheinbar Normalen. Dann lösen sich vielleicht Vorurteile auf, Brüche werden sichtbar, schon ist es spannend. Genauigkeit und Ausdauer sind wichtig. Und die Haltung: Keine vorgefassten Meinungen zelebrieren, keine Ideologien exemplifizieren. Dann kann man die Sachen auch Jahre später lesen, ohne sich zu schämen.

Andreas Fagetti, 1960, wohnt in Rorschach und arbeitet als Journalist beim St. Galler Tagblatt.

Stefan Keller, 1958 geboren und im Thurgau aufgewachsen, hat 1991 mit der dokumentarischen Erzählung «Maria Theresia Willhelm – spurlos verschwunden» erstmals als Autor auf sich aufmerksam gemacht. Dieses Buch über die psychiatrische Verfolgung einer Bergbauernfamilie im Werdenberg wurde international beachtet und war ein Bestseller in der Schweiz. Das gilt erst recht für «Grünigers Fall» (1993). Seither hat Keller mit «Die Zeit der Fabriken» (2001) und «Die Rückkehr» (2003) zwei weitere grosse historische Reportagen geschrieben. Die Stoffe für drei der vier Bücher hat der Woz-Redaktor in der Ostschweiz gefunden. In «Die Zeit der Fabriken» erzählt er die Geschichte der Lastwagenfabrik Saurer und ihrer Arbeiter. «Die Rückkehr» schildert das Schicksal des jüdischen Flüchtlings Joseph Spring, der 1943 als 16-Jähriger von Schweizer Grenzwachern an die Gestapo ausgeliefert wurde, Auschwitz überlebte und 55 Jahre später zurückkehrte, um von den Schweizer Behörden Gerechtigkeit zu verlangen – ohne Erfolg. Derzeit arbeitet Keller an einem neuen Buchprojekt. Er ist Produzent bei der Woz und freier Autor, ausserdem präsidiert er die Schweizer Journalistinnen und Journalisten innerhalb der Mediengewerkschaft comedia. (A.F.)

Kollektives Gedächtnis, Stufe 6 Vadianische Sammlung

Rudolf Gamper legt das Buch auf ein Schutzkissen aus Schaumgummi und schlägt eine bunt bemalte Seite nach der andern auf. Bartholomäus Schobinger, der hauptsächlich Textilien exportierte, später jedoch im Eisenhandel das grosse Geld verdiente, interessierte sich leidenschaftlich für Alchemie. Paracelsus höchst persönlich soll ihn in die Wissenschaft eingeführt haben, als er 1531 St. Gallens Bürgermeister pflegte: Schobingers Schwiegervater. Daraufhin hat Schobinger alchemistische Bücher gesammelt und wahrscheinlich auch einige kopiert. Rudolf Gamper, der Leiter der Vadianischen Sammlung, arbeitet zurzeit an einer Publikation der Schobinger-Sammlung. Geplant ist ein wissenschaftlicher Katalog seiner rund dreissig Alchemiehandschriften. Zudem entsteht eine Neuausgabe des Bilderbuches, in dem Gamper gerade blättert: In einer comicähnlichen Bilderreihe verschmelzen zwei Metalle in der Form von Mann und Frau und werden zu einem Doppelwesen, das stirbt und schliesslich in neuer Form aufersteht.

Die Vadianische Sammlung geht auf die Reformationszeit zurück, als die Stadtherren den Mönchen in nichts nachstehen wollten und nach Vorbild der Stiftsbibliothek eine eigene Bibliothek einrichteten. Viele reformierte Gemeinden gingen nach einem Aufruf Luthers ähnlich vor; sie kauften Bücher von verstorbenen Pfarrern und Gelehrten. Die St. Galler Bibliothek wuchs erstmals beachtlich an, als Bürgermeister

Joachim Vadian seine Privatsammlung kurz vor seinem Tod 1551 der Stadt vermachte: 450 Bände mit Drucken sowie einige Handschriften. Vadian gilt deshalb als Gründer der Bibliothek, die durch weitere Schenkungen nach und nach an Umfang gewonnen hat. Der Nachlass von Bartholomäus Schobinger kam als Geschenk seines Enkels im 17. Jahrhundert dazu. Insgesamt enthält die Sammlung heute rund hundert wertvolle mittelalterliche Handschriften, darunter die Prachthandschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems.

Ob die Vadianische Sammlung als Archiv gelte oder doch als Bibliothek sei ein Grenzfall, meint Rudolf Gamper. Hier befinden sich sowohl gedruckte Bücher, die Bibliotheken zuzuordnen wären, als auch Briefe und andere handgeschriebene Texte, wie sie in Archiven vorkommen. Gamper ist auf mittelalterliche Handschriften spezialisiert. Neben seiner Fünzig-Prozent-Anstellung in St. Gallen ist der Historiker in verschiedenen Schweizer Bibliotheken an Katalogisierungen beteiligt. Er sieht seine Aufgabe als Leiter der Vadianischen Sammlung insbesondere darin, die Texte auch Laien zugänglich zu machen. Was nicht immer einfach sei. Rudolf Gamper lacht: «Vadian zum Beispiel hatte eine Saupfote.» (sab)

Vadianische Sammlung der Ortsbürgergemeinde. Im zweiten Stock der Kantonsbibliothek Vadiana. Notkerstrasse 22. Montag bis Freitag, 9-12 und 14-17 Uhr. Mehr Infos/Anmeldung: 071 229 23 42.